

Zeitschrift: Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen
Band: 51 (1993)

Artikel: "Reingewinn" an der Museumstrasse 1 abzuholen :
Lumpazivagabundus und die Finanzen
Autor: Fritschi, Oskar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-948438>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

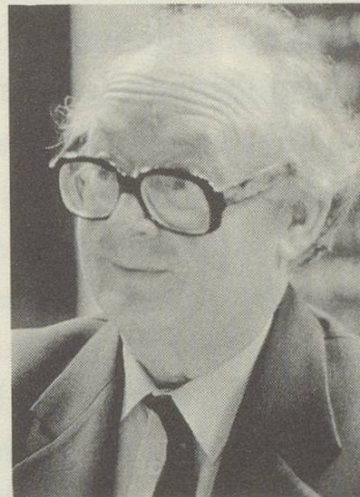
Download PDF: 15.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Reingewinn» an der Museumstrasse 1 abzuholen

Lumpazivagabundus und die Finanzen

OSKAR FRITSCHI, alt Verwaltungsdirektor des Stadttheaters St.Gallen, ist in St.Gallen aufgewachsen. In der Firma Grossenbacher machte er eine kaufmännische Lehre und blieb dort, mit Unterbruch durch zwei Studienaufenthalte in Paris und Belgien, 17 Jahre, ehe er 1962 die Aufgabe des Chefbuchhalters am Stadttheater Bern übernahm. Von 1967 bis 1991 war er kaufmännischer Leiter des Stadttheaters St.Gallen. Heute ist er Inhaber der Firma Kostüm-Jäger, daneben immer noch Kassier der Stadtmusik und des St.Galler Fasnachtskomitees, Vorstandsmitglied der Kellerbühne, Präsident der Kulturvereinigung St.Gallen, Ehrenmitglied des Schweizerischen Bühnenverbandes und seit 1989 St.Galler Ehren-Födlebürger. Gar nicht so einfach, von ihm einen Artikel für die «Gallus-Stadt» über sein Leben am Theater zu erhalten. Wie das gelang, erzählt er selbst:



Ich sass in einem St.Galler Beizli vor meinem leeren Schreibblock und hinter einem vollen Zweier und wartete auf Gedanken-Blitze. Plötzlich sah ich auf auf dem Stuhl mir gegenüber «Lumpazivagabundus», der mich frech fragte: «Oskar, wie gefällt dir denn der Ruhestand?» Ehe ich antworten konnte, fuhr er fort: «Wir sind ja seit Jahren Berufskollegen, mit einem Unterschied allerdings; mich hat der Nestroy, der Johann Nepomuk, als «Bösen Geist» geschaffen, während du, so sagen böse Zungen, der «Gute Geist» der Komödianten gewesen seist. Früher hattest du in deiner Hektik ja wenig Zeit für mich. Darf ich dir jetzt ein paar Fragen stellen?» «Selbstverständlich», sagte ich erfreut, «schiess los!»

LUMPAZI: *Finanzmenschen, dazu am Theater, sind mir immer etwas suspekt. Aber du bist eine seltsame Mischung: ein Zahlenjon-*

gleur mit komödiantischem Einschlag. Was wolltest du eigentlich werden in deinen Bubenträumen?

OSKAR: Du wirst lachen, ich wollte Paukist werden. Meine Eltern lachten auch – und schickten mich in eine kaufmännische Lehre. Doch schon als Bub rannte ich immer der Stadtmusik hinterher, wenn sie mit klingendem Spiel und ihrem damaligen legendären Dirigenten und Marschmusikkomponisten Hans Heusser durch die Stadt marschierte. Ich bin übrigens ein leidenschaftlicher Heusser-Fan geblieben, und mein Lieblingsmarsch ist immer noch «Feurig Blut». Meine nicht zu übersehende musische Veranlagung ist trotz der in solchen Fällen üblichen Feststellung von Eltern – «zuerst lernst du jetzt etwas Rechtes» – auf eine gewisse «erbliche Belastung» zurückzuführen: Mein Vater war nämlich leidenschaftlicher Chorsänger. Er nahm mich schon sehr früh an hohen Feiertagen in die Orchester-Messen in unser Kloster mit und weckte so in mir die Freude an der Schönheit sakraler Werke der grossen Meister der Tonkunst. Auch ein Opern-Besuch war für meinen Vater ein besonderer Festtag, und da er eine Frohnatur war, liebte er auch die Operette. So war denn meine erste Begegnung mit dem Theater nicht etwa das Weihnachtsmärchen, sondern Mozarts «Zauberflöte».

Das faszinierte mich so, dass ich schon bald für das Theater zu «arbeiten» begann. Ich verkaufte nämlich in der «Flade» mit riesigem Eifer die damaligen Theater-Tombolalose. Die Provision für zehn verkaufte Lose war ein Stützli und, was für mich viel wichtiger war, ein Gutschein für ein Stehparterre-Billett. So lernte ich das ganze Musiktheater-Repertoire und das Ensemble unseres alten, heimeligen Theaters am Bohl kennen. Aufgrund der damals stets angespannten finanziellen Situation – wann war sie das übrigens nicht? – lag der Schwerpunkt mehr auf der Operette als auf der Oper. Das war mir nicht einmal so wichtig. Mein bevorzugter Platz war ganz vorn im Stehparterre an der Orchestergraben-Brüstung, wo ich meistens fasziniert dem Dirigenten zuschaute und überrascht feststellte, dass auch am Theater eine präzise Leitung wichtig ist und dass selbst eine Operetten-Partitur sehr viel mit Mathematik zu tun hat.

LUMPAZI: *Warum bist du denn nicht bei der Musik geblieben? Hast du nie Lust verspürt, Musiker zu werden oder wenigstens in einem künstlerischen Betrieb zu arbeiten?*

OSKAR: Doch – einmal wollte ich mich melden, als der Circus Knie jemanden für die Administration suchte. Da lachten meine Eltern nicht, sondern waren entsetzt, und da man damals die antiautoritäre Erziehung noch nicht kannte, warf ich meine Bewerbung gehorsam in den Papierkorb. Immerhin lernte ich darauf, als Ausgleich zu meiner etwas nüchternen Tätigkeit als stellvertretender Chefbuchhalter eines St.Galler Unternehmens, Trompete blasen und trat der Stadtmusik bei. Allerdings musste ich sehr bald feststellen, dass da für mich keine grosse Karriere drin lag, denn es gab viele bessere Trompeter, aber wahrscheinlich nicht viele schlechtere. So verlegte ich mich kurzerhand aufs Dirigieren und das Aushecken von musikalischen Spässen und durfte mit der sog. «Kleinen Stadtmusik» und dem damaligen Stadtmusik-Ballett an Anlässen aller Art und insbesondere an der St.Galler Fasnacht versuchen, die lieben St.Galler aufzuheitern. In Johann Linders «Boat dö Nüj» war es damals für mich eine besondere Ehre, die Uraufführung des «Tragischen Jubelmarsches», ein bedeutendes Werk eines unbekannten Meisters der späten Frühromantik, zu leiten.

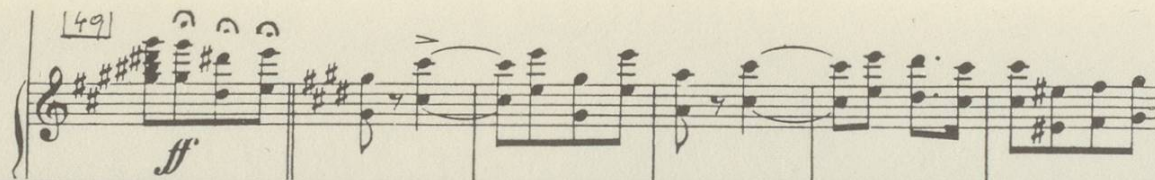
LUMPAZI: *Und dann bist du doch noch beim Theater gelandet...?*

OSKAR: Ja, aber auf Umwegen. Nach 17 Jahren «Buchhalten» in meiner Lehrfirma beschlich mich die Angst vor dem Abgleiten in die Routine, sprich Langeweile, und als die Geschäftsleitung noch durchblicken liess, «Theäterlen» sei eigentlich mit der in Aussicht stehenden Beförderung zum Chefbuchhalter nicht so ganz zu vereinbaren, packte mich der Ehrgeiz, das Gegenteil zu beweisen. Der Zufall wollte es, dass zu jenem Zeitpunkt das Stadttheater Bern, das Schauspielhaus Zürich und das Hallenstadion Zürich einen Chefbuchhalter suchten. Ich bewarb mich vergnügt bei allen. Und siehe da, für einmal waren die Berner die flinksten, das heisst, sie gaben mir zuerst Bescheid und einen Vertrag. Ich war beglückt, von nun an in einem Betrieb arbeiten zu dürfen, in welchem nicht

das Profitdenken im Vordergrund steht, sondern in dem schliesslich alles darauf ausgerichtet ist, dem Mitmenschen Freude und Erbauung zu vermitteln.

LUMPAZI: *Freude, schöner Götterfunken...! Bitte komm wieder auf den Teppich.*

OSKAR: Ja, ich musste schnell erfahren, welch hohen Stellenwert Zahlen auch an einem Theater haben, und lernte recht anschaulich die Zusammenhänge von «Geld und Geist» kennen. Die fünf Jahre Stadttheater Bern waren für mich eine interessante Zeit der Einführung in die Theaterbranche. Das stetige Bemühen, Geld dem Geist dienstbar zu machen, fand ich besonders erstrebenswert. Auch der Umgang mit Künstlern war faszinierend. Man sagt zwar, sie seien grösstenteils Spinner, vielleicht, aber liebenswerte. Gleich zu Anfang meiner Berner Zeit betrat einmal ein beliebter Schauspieler wutentbrannt mein Büro und beschimpfte mich wegen einer krummgelaufenen administrativen Lappalie nach allen Regeln der Schauspielkunst und in einer Lautstärke, welche die Wände erzittern liess. Ich hörte ihn ruhig an und meinte am Ende seiner Tirade: «Aber, Herr Voss» (der Name ist mir geblieben), «so reden wir nicht miteinander, kommen Sie wieder, wenn Sie sich beruhigt haben.» Herr Voss sah mich verdutzt an und meinte dann auch ganz ruhig: «Aber bitte, Herr Fritschi, seien Sie doch nicht gleich beleidigt. In einer Viertelstunde habe ich Probe – ich werde mich doch noch einsprechen dürfen!» Und das Problem löste sich in gegenseitigem Lachen auf. Auch die Berner lernte ich als liebenswürdige Leute kennen. Die Aneignung ihres sprichwörtlichen Durchsteh- und Durchsetzungsvermögens kam mir in meiner späteren Position als Verwaltungsdirektor zustatten. Dieses Berner «Durchstehvermögen» hatte Ueli der Schreiber in seinem Bändchen «Ein Berner namens...» treffend umschrieben, insbesondere in jenem Vers, in welchem er einen vom Münsterturm gefallen Berner schilderte, der unten nur bedächtig feststellte: «Jitz hätt i bald no Schade gnoh, wenn i nid gringsvora wär cho!» (Der kluge Leser merkt sogleich: Die Berner Birnen sind nicht weich.)



Finale 1. Akt «Bettelstudent» von C. Millöcker mit der «Kleinen Stadtmusik» (Leitung Oskar Fritschi), dem Chor und dem Operetten-Ensemble des Stadttheaters. «Bei solchem Feste...»

LUMPAZI: *Und trotz deiner Berner Liebe kamst du dann zurück nach St.Gallen?*

OSKAR: Nein, St.Gallen kam zu mir. 1965 wurde die Theaterverwaltung Berns vom damaligen Chef der Finanzkontrolle der Stadt St.Gallen um Unterlagen über das Rechnungswesen des Stadttheaters Bern gebeten. Ich brachte eine ausführliche Dokumentation ins Rathaus St.Gallen. Bald darauf wurde ich erneut ins Rathaus gebeten. Herr Konrad Andres erklärte mir, sie fänden das Berner Rechnungswesen wie massgeschneidert auch für das Stadttheater St.Gallen und überrumpelte mich mit der Frage, ob ich nicht die Verwaltung gleich selber übernehmen wolle. Die damalige finanzielle Situation des alten St.Galler Theaters hielt mich aber von einem übereilten Entschluss ab. Ich schlug den St.Gallern vor, das desolate Rechnungswesen ihres Theaters interimweise von Bern aus zu reorganisieren und auf Zusehen hin zu leiten. So führte ich zwei Jahre lang auch die St.Galler Buchhaltung vom sicheren Berner Sessel aus. Jedes Wochenende kam ich zu Besprechungen mit den Theatermitarbeitern nach St.Gallen. Ich erinnere mich noch gut an meinen ersten dienstlichen Besuch bei der legendären Ida Bochsler, Billettkassierin und Buchhalterin. Sie war gerade dabei, nebst der Billettausgabe auch Gagen an Künstler am Billettschalter auszuzahlen. Es war auch nichts Ungewöhnliches, wenn unsere Ida Bochsler mit ihrer einprägsamen Stimme, um welche sie von mancher ausgebildeten Sängerin beneidet wurde, einem Theatermitarbeiter zutrompetete: «Sie, för Sie isch denn no e Lohnpfändig do!» So kam damals das Publikum jeden Monat bereits in der Warteschlange am Billettschalter in «persönlichen» Kontakt mit den Künstlern. Meine erste «Amtshandlung» am St.Galler Theater war es daher, die Gagen-Auszahlungen vom Billettschalter ins Sitzungszimmer zu verlegen. In diese Interimszeit fiel auch die Ausarbeitung des ersten Budgets für das neue Theater mit dem designierten Intendanten Christoph Groszer. Sieben Entwürfe waren notwendig, bis «Geld und Geist» und die Vorstellungen von Verwaltungsrat und städtischer Finanzverwaltung einigermaßen in Einklang kamen. Fast wäre aus dem designierten ein resignierter Intendant geworden!

Ein zentrales Thema war schon damals der Theaterchor. So wünschenswert ein Berufschor für das Musiktheater wäre, so sehr ist die in St.Gallen schon immer praktizierte Lösung mit qualifizierten Laien eines unserer Finanzierungs-Geheimnisse. Ein Berufschor würde jährlich weit über eine Million kosten. Ein Laienchor mit einigen professionellen Stimmführern lässt Mittel frei, die für Solisten, Regisseure, Bühnenbildner, Dirigenten etc. eingesetzt werden können. Das ist mit ein Grund, dass auch in St.Gallen immer wieder überdurchschnittliche Qualität geboten werden kann. Solange es noch genügend stimmbegabte Idealisten gibt, ist das für unser Musiktheater ein Glücksfall.

LUMPAZI: *Das heisst, das St.Galler Theater hing dir schon am Hals, bevor es dir am Herzen lag. Warum hast du so lange gezögert, die kaufmännische Leitung zu übernehmen?*

OSKAR: Das ist rasch erklärt. Ich traute der damaligen finanziellen Absicherung des St.Galler Theaters ganz und gar nicht. Das merkten natürlich auch der Chef der Finanzkontrolle und der damalige Stadtmann, welcher auch Verwaltungsrat der Theater A.G. und Präsident der Olma war, worauf sie mir eine sensationelle Idee unterbreiteten. «Wissen Sie, Herr Fritschi», sagten sie eines Tages, «das Rechnungswesen der Olma liegt auch im argen. Wir haben die Absicht, die Verwaltungen des Stadttheaters, des Konzertvereins, der Kellerbühne und der Olma zusammenzulegen, und es würde uns freuen, wenn Sie die Leitung übernehmen würden. Durch die Olma wären Sie auch persönlich finanziell abgesichert.» Diese einmalige Herausforderung faszinierte mich derart, dass ich 1967 im Haus Museumstrasse 1 diese vielseitige Aufgabe in Angriff nahm. Bezüglich der Olma war es natürlich ein Sprung ins kalte Wasser. Der Olma-Direktor hatte mich gleich zu Beginn mit der Revision des Messe-Reglementes, für mich totales Neuland, beauftragt. Die Kombination der Verwaltung von drei kulturellen Institutionen mit einer Landwirtschaftsmesse war beispiellos, gestaltete aber die Arbeit unseres Verwaltungsteams ungeheuer farbig und abwechslungsreich, und ich vertiefte mich mit wachsendem Interesse auch in



25 Jahre Theater-Geschichte: Oskar Fritschi, umrahmt von den noch lebenden künstlerischen Direktoren und den Präsidenten des Stadttheaters. Links Dr. Paul Bürgi, Dr. Hermann Keckeis, Christoph Groszer – rechts Dr. Wolfgang Zörner, Glado von May, Beat Keiser.

landwirtschaftliche Probleme und in die Organisation des grössten st.gallischen Anlasses. Der volkstümliche Olma-Direktor, Röbi Osterwalder, erklärte mir damals die Olma so: «Wissen Sie, die Olma ist keine Veranstaltung, die Olma ist ein Natur-Ereignis.» Ich bedauerte nur, dass ich den jährlichen Reingewinn dieses «Naturereignisses» nicht aufs Theater umbuchen konnte. Die Olma entwickelte sich immer mehr zu einem der bedeutendsten schweizerischen Messeunternehmen, so dass 1979 eine eigene Verwaltung notwendig wurde. In die Museumstrasse 1 zog dafür das Sekretariat des Konzertvereins ein.

Die Kombination der Verwaltung von Stadttheater, Konzertverein und Kellerbühne ist in der Schweiz immer noch einmalig. Diese in jeder Beziehung rationelle und kostenspa-

rende Lösung hat sich bewährt und ist in Anbetracht der st.gallischen finanziellen Möglichkeiten das einzig richtige. Man kann sagen, dass die damaligen zuständigen Instanzen sehr weitsichtige Entscheide getroffen und eigentlich einen ersten Schritt zur Fusion von Stadttheater und Konzertverein getan hatten.

LUMPAZI: *Ist es wahr, dass du einmal im Verwaltungsrat ausgerufen hattest: «Das Theater ist doch keine Nudelfabrik!»?*

OSKAR: Ja, dieses Beispiel habe ich immer dann angeführt, wenn es darum ging, neuen Verwaltungsräten darzulegen, dass am Theater andere finanztechnische Überlegungen zu machen sind als in der Privatwirtschaft. Man hat nicht, wie in der Privatwirtschaft, in erster Linie an Gewinn zu denken, sondern es geht darum, das zu verwaltende Geld möglichst sinnvoll einzusetzen. Selbstverständlich schauen wir darauf, dass wir möglichst viel herauswirtschaften, aber wir tun dies, um Inszenierungen dann noch schöner und besser gestalten zu können. Wenn in einer Nudelfabrik eine Sorte nicht rentiert, wird überlegt, ob sie aus dem Sortiment genommen werden muss. Wenn beim «Hamlet» Aufwand und Ertrag in einem Missverhältnis stehen, kann man nicht sagen: «Nie wieder Shakespeare.» Bei der Spielplangestaltung sind nicht nur wirtschaftliche Überlegungen anzustellen. Das Theater als Subventionsempfänger hat nicht nur Unterhaltung zu bieten, sondern es hat auch einen kulturellen Auftrag. Durch den sanften Zwang eines breitgefächerten Abonnements-Systems bemüht es sich auch immer wieder, das Publikum an Werke der zeitgenössischen Literatur heranzuführen, welche aus eigenem Antrieb weniger brücksichtigt würden.

In einer Nudelfabrik stellt man täglich mit den gleichen Materialien mehr oder weniger das gleiche her. Nicht so am Theater, da ist jede Inszenierung wieder ein ganz neues und spezielles Produkt, das nur für eine kurze Zeit hergestellt wird und dann vielleicht jahrelang nicht wieder. Jede Inszenierung erfordert das Zusammenspiel von vielen Leuten, Künstlern, administrativem Personal, Handwerkern, Ton- und Bühnentechnikern, Inspizienten und Requisiteuren. Der für die Ein-

haltung des Budgets verantwortliche Verwaltungsdirektor muss ein Gefühl für dieses «Produkt» haben und mitbeurteilen können, ob in diesem oder jenem Fall ein grösserer Aufwand gerechtfertigt ist oder nicht.

Was vielleicht eine Nudelfabrik und das Theater gemeinsam haben, ist die Forderung nach Kreativität und Risikofreudigkeit – und langfristig muss die Kasse stimmen. Was mir aber am Theater, vor allem im künstlerischen Bereich, unerlässlich scheint, ist das stetige «Aufbrechen zu neuen Ufern». Das Theater muss lebendig bleiben. Die Feststellung eines meiner interessantesten Partner hatte mich beeindruckt. «Wissen Sie», sagte er mir, als ich ihn nach dem Grund fragte, weshalb er trotz einstimmiger Wiederwahl durch den Verwaltungsrat seinen Intendanten-Vertrag nicht mehr erneuern wollte, «wissen Sie, sieben Jahre sind genug für einen künstlerischen Leiter, da beginnt man sich zu wiederholen, und das ist schlecht fürs Publikum und schlecht fürs Ensemble.»

LUMPAZI: Hatten denn die Intendanten und Regisseure Verständnis für deine eher zurückhaltende Ausgabenpolitik?

OSKAR: Im grossen und ganzen schon, das heisst, wir rauchten uns zusammen. Sehr kooperativ war diesbezüglich beispielsweise Dr. Zörner. Zur Überbrückung von finanziellen Engpässen liess er jeweils möglichst viele Kostüme weg, ich ging mit den Preisen hinauf, und die Kasse stimmte wieder. «Salome» von Richard Strauss zum Beispiel hielt sich jahrelang bei ausverkauftem Hause im Repertoire. Ich hätte nie gedacht, dass es in St.Gallen so viele Richard-Strauss-Fans gebe! Spass beiseite, ich darf sagen, dass am St.Galler Theater die finanziellen Mittel sinnvoll eingesetzt werden. Wir haben gegenüber vergleichbaren Theatern den niedrigsten Aufwand an Personalkosten für Technik und Administration. Das erlaubt den grössten Teil der Finanzen in den künstlerischen Teil zu investieren, auf der Bühne, wo es für den Besucher hör- und sichtbar ist. Die heute zur Verfügung stehenden Mittel sind jedoch das absolut notwendige Minimum, um ein Dreispartentheater in künstlerisch vertretbarer Weise zu betreiben.

Periodisch immer wieder vorgebrachte Sparvorschläge wie

die Abschaffung einer Sparte sind untaugliche Mittel. Die Abschaffung des Musiktheaters zöge auch die Liquidation des Orchesters nach sich, da dieses zum grösseren Teil im Theater beschäftigt ist. Das Ballett wiederum muss nicht nur Ballettabende bestreiten, sondern ist auch eiserner Bestandteil in Operetten und Opern. Die Weglassung des Schauspiels schliesslich brächte wenig Einsparungen, denn die technische und administrative Infrastruktur (Büros und sämtliche Werkstätten) müsste ja fürs Musiktheater erhalten bleiben, und die Verpflichtung von Gast-Schauspieltruppen wäre auch nicht billig und bei unserem dichten Abonnementssystem mit nicht zu unterschätzenden terminlichen Problemen verbunden. Rationelles Arbeiten im technischen und administrativen Bereich und höchstmögliche Qualität auf der Bühne sind nach wie vor der beste Weg, um unser bald 200jähriges ältestes Berufstheater der Schweiz und unser über 100jähriges Orchester weiterhin zu erhalten.

LUMPAZI: *Oskar, jetzt verkrallst du dich furchtbar in finanzpolitische Überlegungen. Kannst du nicht zwischendurch wieder von etwas Heiterem plaudern?*

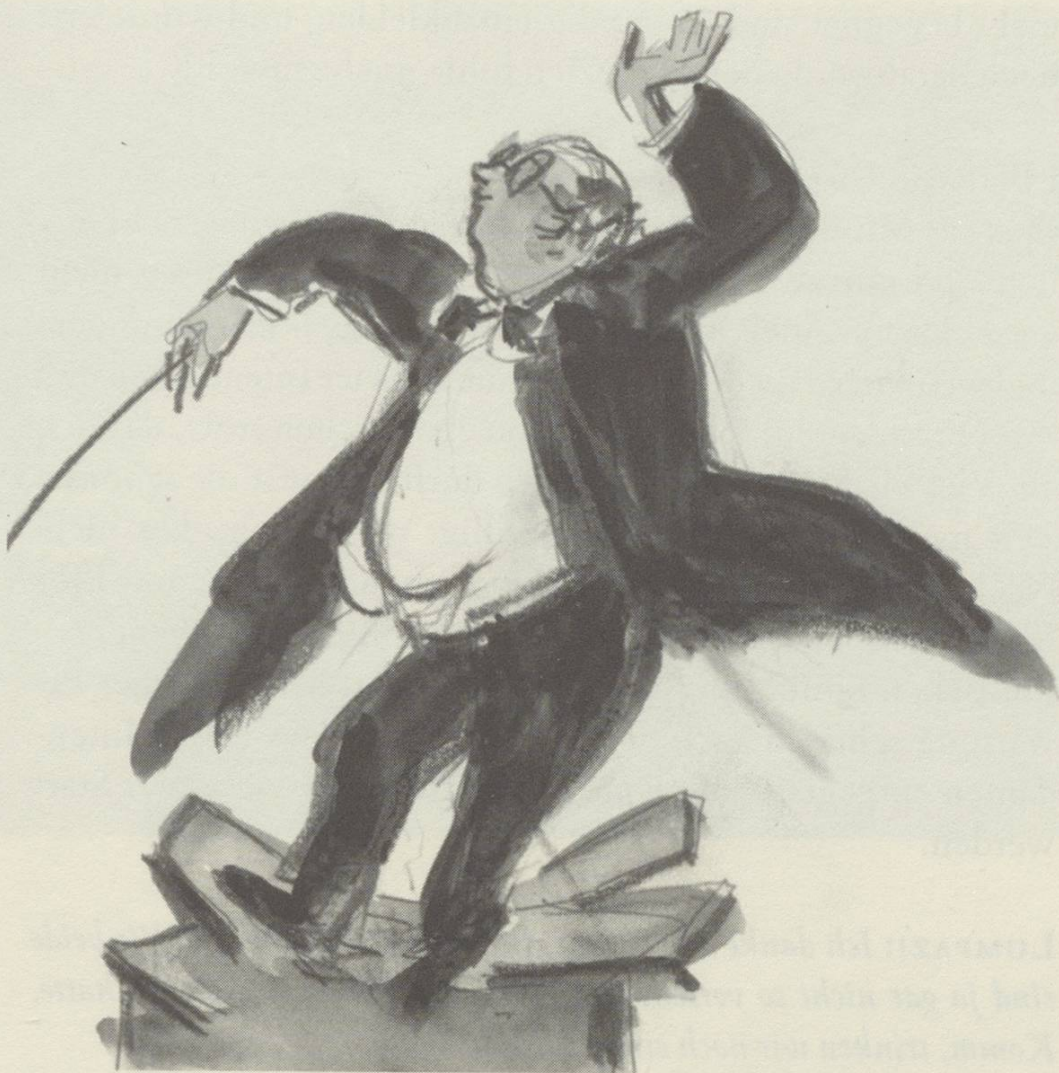
OSKAR: Du hast es natürlich leichter gehabt, Lumpazi. Mit den für dich bereitgestellten Mitteln konntest du immer unbeschwert deinen Spieltrieb auf der Bühne ausleben. Aber du hast recht, auch meine Tätigkeit bestand glücklicherweise nicht nur aus Zahlenbeigereien. Ich hatte fast alle fröhlichen Sonderanlässe zu organisieren. Auch war ich wahrscheinlich der einzige Verwaltungsdirektor, der nicht nur mit Banknoten, sondern auch mit Musiknoten «spielte». Meine Mitwirkung auf der Bühne als Dirigent in verschiedenen Operetten mit der «Kleinen Stadtmusik» machte mir besondern Spass. Es war einerseits immer eine «Riesengaudi», anderseits brachten mir diese Einsätze «am Puls des Betriebes» wertvolle fachliche Einblicke in die Arbeit der Künstler und aller Beteiligten hinter den Kulissen, und ich erlebte selber das prickelnde Gefühl des Lampenfiebers. Besonders in Erinnerung bleibt mir ein Einsatz mit einer Gruppe der Knabenmusik im Finale eines Kindermärchens. Der Regisseur sagte den Schauspielern, sie

dürften mit dem Fritschi bei seinem Auftritt bis zu einem vereinbarten Stichwort «stegreifeln» (für jeden Schauspieler ein «Fressen», sich einmal nicht an den vorgeschriebenen Text halten zu müssen). Jede Vorstellung verlief an dieser Stelle etwas anders, und es ergaben sich so manchmal die tollsten Situationen. Die Kinder hatten wahnsinnig den Plausch und wir grossen Kinder auf der Bühne auch.

Meine wahrscheinlich bereits hoffnungslose Déformation professionnelle lässt mich aber doch noch einmal kurz auf die Finanzen zurückkommen. Ich weiss: Das Theater kostet viel Geld und benötigt daher beachtliche Subventionen. Dem Steuerzahler ist jedoch zuwenig bewusst, dass diese Beiträge kein Einbahnverkehr vom Staat zu den Kulturinstituten sind, sondern einen regen Zirkulationsverkehr zwischen Staat, Instituten, Wirtschaft und Privatpersonen auslösen. Das Theater gibt Gelder, die es erhält oder erwirtschaftet, ja umgehend wieder aus und stellt somit einen nicht zu unterschätzenden wirtschaftlichen Faktor dar. Das Theaterpersonal zahlt Steuern in der Stadt oder der Region, gibt Geld aus für Miete, Kleidung, Ernährung. Die Billettsteuer fliesst sogar direkt wieder in den städtischen Haushalt. Die Werkstätten kaufen die Rohmaterialien wenn immer möglich in der Stadt und der Region St.Gallen ein. Die teilverpflichteten Künstler beleben die St.Galler Hotellerie, die Besucher gehen zum Coiffeur, kaufen ein zusätzliches Kleid für die Premieren, trinken und essen auswärts. Ich bin auch überzeugt, dass Industrie und Gewerbe es dank regem Theater- und Konzertleben leichter haben, gute Kaderleute nach St.Gallen zu bekommen. Ohne ein qualitativ hochstehendes Theater- und Konzertleben in der Metropole der Ostschweiz würde die Schweiz tatsächlich in Winterthur aufhören.

LUMPAZI: *Aber nun zurück zur ersten Frage: Ist es dir jetzt nach all den hektischen Jahren nicht langweilig, oder geniessest du jetzt das Leben?*

OSKAR: Das Leben habe ich schon immer genossen, und langweilig ist es mir überhaupt nicht. Ich nehme vielleicht alles etwas geruhsamer. Habe nun sogar plötzlich auch wieder Zeit,



Oskar-ajan, Oskar-dinal, Oskar-toffel, Oskar-otte, Oskar-affe und vieles mehr hatten sich Renward Wyss und Roman Brunschwiler zu einem runden Geburtstag von Oskar Fritschi einfallen lassen. Willi Koch hatte die Oskaraden bildlich umgesetzt. Oskar ist zwar im sogenannten Ruhestand, hat aber immer noch «Feurig Blut», mindestens zusammen mit der Kleinen Stadtmusik und Hans Heusser!

die Schönheiten unserer Gallusstadt zu sehen und zu genießen. Bewundere die Rhododendren auf dem Vordach unseres Theaters, die mich bereits mehr freuen als früher ein Rechnungsüberschuss. Aber ich verwalte und buchhalte immer noch ein wenig. Zum Beispiel für die Kellerbühne, die Stadtmusik und das neue St.Galler Fasnachtskomitee. Vor allem muss ich mich jetzt aber meiner eigenen Firma, dem Kostümverleih-Geschäft, widmen. Das ist für mich ein ganz neues Gefühl als «freier Unternehmer», ohne Subventionen, aber auch ohne Verwaltungsrat und ohne Revisoren. Ich wäre jetzt sogar in der Lage, alle Kläuse, die mir in meinem Leben noch

nicht begegnet sind, anständig einzukleiden, und würde erst noch daran verdienen. Kurz, ich fühle mich sauwohl!

LUMPAZI: *Und das Theater?*

OSKAR: Mit dem lebe ich selbstverständlich weiter. Schliesslich sind mir als «Ehrengast auf Lebzeiten» die Türen nicht verschlossen. Auch krame ich gern in meinen Erinnerungen, und wenn ich das Foto betrachte mit den vier Intendanten und zwei Präsidenten, so bin ich schon ein bisschen stolz, dass ich ein Vierteljahrhundert mitwirken durfte. Es war die schönste Zeit meines Lebens, und es beruhigt mich auch, dass mein Nachfolger die anspruchsvolle und schöne Aufgabe mit Professionalität und vor allem aber auch mit dem notwendigen musischen Einfühlungsvermögen anpackt. Mit freudiger Erwartung sehe ich auch der ersten Spielzeit des neuen Intendanten entgegen. Ich glaube, es dürfte ein interessanter Start werden.

LUMPAZI: *Ich danke dir, Oskar, für die nette Plauderei. Wir beide sind ja gar nicht so verschieden, wie ich anfänglich geglaubt hatte. Komm, trinken wir noch einen darauf.*

OSKAR: Auf was?

LUMPAZI: *Vielleicht auf deine stets guten Rechnungsabschlüsse.*

OSKAR: Damit will ich nicht prahlen. Weisst du, lieber Lumpi, wenn einem Theater-Finanzverwalter am Schluss auch nur ein Lächeln übrigbleibt, so ist das ein sehr anständiger Reingewinn.